

# Die Bergleuchte

Nr. 25

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1903

## Die Bergleuchte.

Erzählung von Carl Busse.

(Fortsetzung.)  
Es war Markus. Er musste ein schweres Bündel auf dem Rücken schleppen. Als wär' er nur ein paar Stunden fortgewesen, tastete er sich in die Stube. „Guten Abend!“ sagte er und nahm das Bündel ab.

„Da bin ich wieder.“

„Guten Abend!“ erwiderte Thaddäus Duschn. Er zwang sich zur Ruhe und zündete das Licht an.

„Ich bin diesmal nicht allein,“ sagte Markus.

Thaddäus' Brust entrang sich ein schwerer, feuchter Atem. „Was redst Du da?“

„Dass ich noch einen mitgebracht hab. Weiß nicht, ob's Dir recht ist.“

„Immer weiter will Thaddäus Duschn auch diesmal zurück, während sein Bruder müde, aber dabei zitternd vor Auf-

regung, das Bündel aufnahm, das er vorsichtig niedergesetzt hatte. Es war ein großer Sack, aus dem nichts hervorlugte als ein schlafender Kinderkopf.“

Nachdem hatte der Zurückgekehrte den Sack abgestreift. Er hob ein braunes, schmutziges Mädel empor.

„Helenka! Kennst Du sie noch?“

Ein Schrei, der wider Willen heraus brach und um so furchtbarer klang. Als sollt ihm sein Kind entzissen werden, sprang der Riese zu, riss mit un-

gestümer Gewalt das Wurm dem Bruder fort und schwang es.

„Helenka! Helenka!“

Da erwachte das schlafende Mädchen. Und als

„Erschreck' nicht,“ sagte Markus Duschn. Und dem Vater, der zuletzt ganz still geworden war, nahm er das Kind fort und wiegte es in den Armen. Es weinte immer noch.

Da begann er leise, in seltsamen Lauten, ein Lied, und ohne aufzusehen, singend und das Mädchen wlegend, ging er auf und ab.

Der Bruder verfolgte jeden seiner Schritte. Er zog sich dabei langsam immer tiefer und tiefer in den Schatten, als wisse er, dass er seinem eigenen Kind durch eine einzige Machtig arbeitete seine Brust, er hatte die Arme halb vorgestreckt, als müsse er etwas umfassen — sie saugen gemacht. Und das wilde, zu große Glück wich von seinem Antlitz. Verquält, ungewiss, wie in Angst und

Reid sah er hinüber. Nicht er wiegte sein Kind — der Andere. Nicht zu ihm wollte es — zu dem Anderen! Und war doch sein eigen Fleisch und Blut!

Er hakte diesen Anderen, der ihm sein Kind nur gebracht, um ihm zu zeigen, dass es ihm doch gestohlen war.

Da bog sich Markus drüben zu dem stillgewordenen Mädchen hinab.

„Helenka,“ sagte er, „da ist Dein Vater ... er thut Dir nichts, er ist immer gut zu Dir, er



Festabend auf der Spree.

Nach dem Gemälde von Max Fabian

es den fremden Mann sah, dessen Augen, ängstlich, suchend, sie nicht verließen, sie verzehrten, sich in jede Miene ihres Gesichtes bohrten, fing sie jämmerlich an zu schreien und zu weinen. Er hat ihr weh in seiner rauhen Wildheit, mit allen Kräften strebte sie ab von ihm. Die großen, scheuen Blicke irrten durch's Zimmer. Dabei sah sie Markus, der tief im Schatten stand. Halb jubelnd, halb weinend streckten sich die Kermchen nach ihm aus. Sie rief ein Wort in fremder Sprache.

schenkt Dir viel . . . geh' jetzt hin und gib die Hand!"

Er schob das Wurm ein paar Schritte vor. Zaghast, sich immer unschauend, schritt Helenka näher.

Dann streckte sie — jeden Moment fluchtbereit — die Hand aus.

Thaddäus Duszhn hatte den Atem angehalten. Der Zwischenraum zwischen ihm und dem Kind war so groß, daß er, ob er den Arm auch noch so reckte, kaum die kleine Hand erreichen konnte.

Er wagte nicht näher zu kommen, um sie nicht zu erschrecken. So streichelte er mit seiner mächtigen, rauhen Faust ganz von Weitem nur das braune Häufchen seines Kindes. Man sah im Dunkel der Schatten seine Augen nicht; sie waren voll Angst und Weh. Man hörte seinen Atem kaum — er hielt ihn mit Absicht und Anstrengung zurück.

Es dauerte mit Sekunden. Dann, als ob Helenka bei diesem schweigenden Streicheln plötzlich Furcht empfände,wich sie Schritt für Schritt zurück, bis sie wieder bei Markus war. Der hatte sich gesetzt; sie stand nun zwischen seinen Knieen und hatte auf das rechte ihre Hand gelegt, aber ihre Augen ruhten noch immer auf dem freudigen Manne, der ihr Vater war.

"Hat Helenka Hunger?" fragte Markus dann. Und ehe sie noch antworten konnte, war Thaddäus ausgeprungen. Er holte Alles herbei, was er besaß. Es war mehr als sonst, denn auch Käse stand auf dem Tisch, aber er sagte: "Biel ist es heut nicht — mit ganz wenig."

Es war, als käme ihm plötzlich vor dem Kinde dürftig und armelig vor, was er sonst als genügend oder gar reichlich empfunden.

Die beiden Ansönnsinge aßen.

"Hast Du keine Milch, Bruder?"

Zum ersten Male nannte Markus ihn „Bruder“. Er sahen es nicht zu bemerken, sondern stand auf. „Wird schon 'was da sein!"

Damit nahm er den Kopf und ging hinunter. Es dauerte eine halbe Stunde fast, eß' er wiederum. Er sah erholt aus, aber er hatte die schönste Milch im Gefäß. Bis nach Sarbba war er gelungen, den halben Berg hinab und hinunter. Seit schwante er sich dessen.

"Ich hatt' dem Palagi 'was zu bestellen — hab' die Milch mitgebracht," sprach er fröhlich. Aber als Helenka gierig trank, leuchtete sein Auge auf. Dabei begegneten sich die Blüde der Brüder. Da wandte sich Thaddäus Duszhn ab.

"Sie ist müde," sprach Markus dann lächelnd. Das braune Häufchen hatte sich wiedlich geneigt.

Statt jeder Antwort begann der Vater, neben seinem eigenen Bett ein Lager für das Kind zu bereiten.

"Sie will bei mir schlafen — mich kennt sie," sprach Markus wieder.

Ein Zucken ließ über des Anderen Gesicht. Doch er nickte nur und lachte von der Arbeit ab.

Während Markus neben dem kleinen Helenka ein zweites Bett bereitete, ging der Vater mit schweren Schritten in der Stube auf und nieder. Doch plötzlich stand er still. Er störte das Kind. Leise zog er sich das gewichtige Schuhwerk aus.

Der Bruder kam wieder.

"Schläft sie?"

"Ja."

Da ging Thaddäus auf Strümpfen zur Thür und schritt neben die erste Reihe einer neuen.

"Die zweite," sagte er. "Es fehlt noch eine."

In der Nacht erschien es Markus, als wäre neben dem ruhigen Atem des Kindes noch ein anderes Geräusch hörbar. Gleich als ob sich jemand leise wieder an die Thür wälzte und herholte. Doch es war wohl Einbildung. Ihre Einbildung war wohl auch etwas Anderes: daß man nämlich hörte, als krioste das Licht am Eisjel, die Berglachte, die er von seinem Lager aus sah, nicht mehr so hell und angenehm wie früher. Wahrscheinlich deshalb schlief er jetzt auch ruhiger.

Es ward ein merkwürdiges Leben um im Zengham.

"Willst Du jedesmal nach Sarbba laufen, wenn Helenka Milch braucht?" fragte Markus einen Tag nach seiner Rückkehr.

Der Riese zog ein finsteres Gesicht. Er wollte nicht daran erinnert sein. Es kränkte ihn gleichsam, daß er gestern so weich gewesen.

"Wenn ich keine trinke, braucht sie auch keine," erwiderte er.

"Und soll draufgeh'n, Van Thaddäus Duszhn — he?" rief der Anderer zornig. "Ein guter Vater! Wohl, wohl, aber deshalb hätt' ich sie nicht herzubringen brauchen."

Er pfiff gress auf zwei Fingern.

"Helenka, Läubchen, mach' Dich bereit. Ich bring' Dich zurück! Zum Henker, den Weg finden wir noch immer. Und besser da wie hier!"

Mit rotem Kopf wandte er sich. Der Bruder war abschärf geworden. Aber plötzlich sprang er auf den Dabongehenden zu, packte ihn bei den Schultern und schüttelte ihn mit Miesenkraft.

Kein Wort sprach er dazu, doch aus den Augen blieb es: "Wehe Dir, wenn Du es wagst, wenn Du mir das Kind von Neuem stiehlst!"

Markus wehrte sich nicht. Er murkte nur. Über der Schimmer eines Lächelns lag auf seinem Gesicht.

"Na also, Wütherich," sagte er unwirsch, "wie wird's mit der Milch?"

"Der finstere Berg giebt keine bessere her als Wolfsmilch, und die ist giftig."

"So schaffen wir andere. Es gehört kein Kunststück dazu! Wir haben Weide genug. Und Ziegen verkauf' Dir Feder."

Thaddäus lachte kurz. "Wofür? Für Kaninchen?"

"Nein! Aber da unten liegen die Recker. 's ist eine Schande so wie so. Verkauf' ein Stück davon — mehr werth als Dein Kind wird's nicht sein."

Lief beugte sich der Ältere zu den Garnen und Reben. Es dauerte eine Weile, dann sagte er:

"Sie gehören auch Dir. Mach', was Du willst."

Als darauf lagen am Fuße des finst'ren Berges Latten und Pfähle. Markus pfiff. Gehorsam wie ein Hündchen kam Helenka angelauft. Beide gingen den Berg hinunter. Dort lud Markus auf, so viel er schleppen konnte, und langsam kroch er den Berg damit empor. Biel zu langsam für das braune Diruchen. Es sprang mit den nackten Fußchen fünf und sechslich wie ein Eichkäckchen vor und neben und hinter ihm her, verfolgte einen Schmetterling, kam erholt zurück und jagte bald wieder davon.

Mit großen Augen sah Thaddäus von oben zu.

"Was soll das?" fragte er kurz und dentete auf die Löff.

"Wenn wir Ziegen haben, brauchen wir einen Ziegenstall. Bau' u' wir ihn selbst, so ist er billiger."

Er schnippte und atmte kurz. Aber ein Zug von Fröhlimm, wie er sonst nie an ihm zu sehen war, strahlte aus seinem Gesicht. Er hatte, was er wollte; er konnte arbeiten, daß die Muskeln in der Anstrengung herhitzten und die dicken Tropfen ihm von der Stirn quollen. Se schwerer die eine Löff, um so leichter die andere!

"Hilf mir," sagte er, als er wieder an dem Bruder vorbeiging.

Der sahen es nicht zu hören. Da kniff Markus ein Auge zu, nahm das Diruchen bei der Hand und redete lange auf das Wurm ein. Sehr angstlich hörte es nach oben. Aber zehn Schritte vom Vater entfernt, rückte es den Mund und starrte den Riesen mit schrägen, glänzenden Augen an.

Er wütihästete ruhig weiter. Doch steis von Neuem unzige er den Blick heben. Dann lachte er nach unten. Markus war schon weit.

"Was willst Du denn, Helenka?"

Er zwang seine Stimme, daß sie nicht rauh war.

Die Kleine, Zierliche ward roß, kam langsam, die Händchen auf dem Rücken näher und streckte plötzlich eine Hand mit Lodesverachtung nach ihm aus.

"Wir sollen . . . das Holz . . . holen. Wir beide . . . sollen helfen."

Schon das winzige Diruchen dabei zog und klapperte zu dem Wurm auf.

Ein Bittern ging durch seine Gestalt.

"Komm," sprach er mir und ergriff ihre Hand, als wollte er sich von ihr führen lassen. Und führte ihn hinab. Sie schritten nebeneinander, es wäre schwer zu sagen gewesen, wer von ihnen mehr Furcht und Scheu vor dem Anderen gehabt hätte. Würmchen vor dem Riesen oder umgekehrt.

So, immer abwärts wandelnd, gingen sie mehr Minuten. Aber plötzlich, an einer Stelle, wo Wald dicht war, bogen sich der Mann ganz hinüber, so daß der Riese hin, daß sein Kopf nicht höher war, als der Helenka's.

Sie halte erschrocken ihr Häubchen aus seinen Fäzen ziehen wollen, aber er hielt es fest. Und einer fremden, fast weichen, zitternden Stimme, einem ganz Anderen zu gehören schien, flüsterte

"Helenka, Liebling . . . wer bin ich denn? Wer bin ich?"

Sie war dem Weinen nahe, ihre Augen waren kannte diese großen, leuchtenden Augen — in denen sich, sie zerrte immer heftiger, um ihr Häubchen freizubekommen, und immer leiser, dringender bettelte der Riese: "Sag', wer ich bin . . . wer bin ich denn?"

Es half nichts. Schwier atmend ließ er los. Und in toller Flucht jagte sie den Berg hinunter. Aber als sie weit genug war, blieb sie stehen und sah ihn an.

Als er sich in Bewegung setzte, um sie zu fangen, war sie verschwunden.

Grab' kam Markus mit neuen Brettern auf den Weg empor.

"Nimm die Pflocke," sagte er, "Stricke j unten."

Der Bruder brummte. Aber unten seilte er Pflocke wirklich an und wollt' sie eben hinausleisen, als das Diruchen neben ihm stand. hatte den Strick schon über der Schulter, er durch seine Hände und fiel noch vor ihm auf den Boden.

"Ich soll helfen," sagte Helenka, fasste vorn an äußersten Ende des Strickes an und zog voraus.

Ein schweres Stück Arbeit. Der Riese nimmt all' seine Kraft anbieten. Er schauzte und feuerte dabei, während vor ihm das Diruchen trippelte und zog. Sie zog mit so ernsthafter Anstrengung, müßten die Pflocke, wenn sie losließ, unfehlbar Thale poltern.

Wenn sich Thaddäus Duszhn stärker in's Jede legte, sah er, vorübergehnkt, fast auf das dunkle Haar des Diruchens herab. Wie die dünnen Arme zogen! Es war lächerlich, aber er lachte nicht. Angst und Weh ging etwas über sein Herz, etwa wie ein Pflug, der Wunden reißt, der Starres weicht und das Untere zu Oberst bringt. Viele Jahre lang war ihm nicht so felsam zu Muth gewehrt, wie jetzt, wo er mit seinem Kind an einem Stein zog und alle Kräfte angespannt werden mußten.

Auf Thaddäus' Stirn stand der Schweiß, so hätte er alle Tage und Wochen arbeiten mögen. Auch er hatte ein dumpfes Gefühl, als löse er sich etwas, als würde unter der einen Lide die andere leichter.

Alle Drei waren sie am Abend todmüde, doch in fast froher Stimmung, ob sie sich auch nicht Worten, ja fann in Gebärden äußerte.

"Das Holz ist oben . . . morgen bauen wir den Stall," sagte Markus.

Thaddäus ging hinaus, die Läden schließt. Er wollte nicht zeigen, daß er sich auf die Arbeit morgen freute.

Es begann nun ein rüstig Tagewerk. Von frühen Morgen bis zum späten Abend ward hämmert und gerichtet, und jeder der beiden Männer arbeitete für Drei. Wenn sie draufloschlagen, war es, als wollten sie mit furchtbarem Geschlecht noch etwas Anderes fressen. Schweigsam waren auch jetzt. Aber Thaddäus Duszhn hatte nicht mehr die erloschenen Augen. Es lag schon ein schwaches Glümmen darin, der zu starken Leuchten werden, wenn Helenka sich ihm näherte. Er arbeitete nicht für sich, sondern für das Wurm. Er hat ein Ziel wieder.

End, der Stall war beim fertig, hatt'

Mädchen Blätter und Blumen gepflückt und mit geschickten Fingern einen Kranz daraus gewunden. Sie brachte ihn Markus, der ihr noch immer vertrauter war und neben dessen Lager sie nach wie vor schlief. Er nahm ihn, setzte ihn auf und sah die kleine nahende einen Augenblick an. Sie verstand, wurde rot und sprang davon.

Thaddäus that, als bemerkte er den Kranz nicht. Aber sein Arm schwang die Axt nicht mehr so kräftig.

Da kam Helsenka wieder — sie hatte ein neues Gewinde in der Hand.

Schweigend streckte sie dem Vater den Kranz hin. Markus schritt derweil, als hätte er etwas vergessen, in's Haus und pfiff vor sich hin.

Der Riese zitterte.

„Schenkt mir den Kranz?“

„Dir,“ sagte sie.

Dann fauerte er sich hin. „So seß' ihn mir auf.“ Huentenschlossen zögerte sie einen Moment, doch trat sie endlich näher und drückte ihm den Kranz in's Haar. Sie stand dabei so nahe, daß er sie mit seinen Armen hätte umschließen und erdrücken können. Die Arme zuckten auch. Aber er bezwang sich, hielt ganz still und fragte mir wieder: „Wer bin ich denn? Sag' mir, wer ich bin?“

Da schüttelte Helsenka den Kopf und eilte davon. Thaddäus Ditschn jedoch, den schief gebundenen Kinderkranz im Haar, raffte die Axt auf. Ihm schien fast, als bekämpfe er seine alten Riesenkräfte wieder. Und heut arbeiteten sie beide geschmeidt.

(Fortsetzung folgt.)



## Franz Grillparzer als Politiker.

Von Friedrich Stampfer.

Die Lebensschicksale der beiden großen tragischen Dichter, die dem deutschen Volke an der Schwelle des neuzeitlichen Jahrhunderts entgegentraten, haben selbst reichlichen Tragödienstoff geboten. Während es aber in dem Leben Heinrich's von Kleist zugeht wie in der richtigen alten Tragödie — mit dem unausbleiblichen blutigen Ende — hat sich Grillparzer's Schicksal wie ein modernes Drama gestaltet. „Das Leben zerbricht die Menschen still und geräuschlos,“ läßt unser Zeitgenosse Gorki seine Tatjana in den Kleinbürgern sagen. Still und geräuschlos hat das Leben auch Grillparzer zerbrochen, und es ist darum nicht weniger grausam gewesen, als wenn es ihn, wie Kleist, blutig zerfleischt hätte. Nach einer kurzen Reihe beruhender Erfolge versank der Name Grillparzer's in die Vergessenheit; der Dichter war nicht mehr weit vom Greisenalter entfernt, als ihn Laube's Arbeit wieder in das volle Licht des Tages stellte, und der alte Mann wußte mit Allem, womit man ihn überschütte, und was er als gereifter Mann so schmerzlich entbehrt hatte, nichts mehr anzufangen. Ein kleiner Theil alles Nutzmes und aller Freiheit, die er nun genoß, hätte dreißig, vierzig Jahre früher dazu genügt, seinen Schaffensdrang anzuspornen und auf seine reichen Fähigkeiten einzuarbeiten wie die Frühlingsonne auf fruchtbare Erde. Da aber war's zu spät.

Wie bei Kleist sind es auch bei Grillparzer die politischen Verhältnisse seines engeren Vaterlandes gewesen, die sich wie ein eiserner Reif um seine werdenden Kräfte schlossen. —

Man muß wahrhaftig staunen über die Unwissenheit oder die Heuchelei unserer modernen dekadenten Ästhetik, die nichts Besseres zu thun zu haben glaubt, als die schöne Literatur vor jeder engeren Verbindung mit der Politik ängstlich zu behüten. Denn die großen Fragen der Politik sind auch zugleich die großen Lebensfragen aller Geisteskultur und aller Kunst, von ihnen hängt es ab, ob sich die natürlichen Kräfte der Genies zur vollen beglückenden Blüthe entfalten, oder ob sie vergessen in der Müste verdorren.

Auf jedem Blatte widerlegt die Geschichte der Kunst und der Literatur die thörichte Behauptung,

dass sich das Genie immer wieder trotz aller Hindernisse und Widerstände Bahn breche. Für den denkenden Beurtheiler ergibt sich von selbst, dass diese Behauptung auf einem Drugchluss beruht. Da wir nämlich naturgemäß nur jene Genies kennen, die sich trotz aller Widrigkeit der Verhältnisse zu behaupten vermochten; und von diesen wieder nur jene Werke, die das Schicksal ihnen zu schaffen erlaubte; aber Alles unsichtbar und für ewig verloren bleibt, was der gewaltthätige Druck der Reaction im Keime ersticke, ist es leicht, immer wieder sieghafte Beispiele von den Trokalladem-Genies vorzubringen. Es gehört schon eine tieferer Erfassung der einzelnen menschlichen Persönlichkeiten dazu, um zu ermessen, wie viel von den Lücken ihres Schaffens durch eigene Unzulänglichkeit, wie viel davon durch äußere Umstände verschuldet worden ist.

Dass Grillparzer nicht zu jenen widerstandsfähigen Naturen gehörte, die ihrer eigensten Individualität kraftvoll durch alles Dichter Bahn brechen, dass er zu weich geartet und zu gefügig erzogen war, um sich nicht nach erfolgloser Gegenwehr dem Drucke zu fügen, dass er zum unfruchtbaren österreichischen „Raunder“ ward, der schließlich nichts Anderes haben will als seine Ruh, das Alles verringert die Schuld nicht, die sich die österreichische Reaction ihm gegenüber aufgeladen hat.

Dem Sohn eines verarmten Advokaten blieb keine andere Laufbahn offen als die vom Hanslehrer zum Staatsbeamten. Zur einer Zeit, da man im vorgebrachten Frankreich von den Erträgissen schöngestiger Thätigkeit reichlich leben konnte, war in Österreich wie in ganz Deutschland das Dichten immer noch ein Luxus der Reichen oder der unfrühe Zeitvertreib der Tagediebe. Als sich Grillparzer mit seiner „Ahnfrau“ die deutschen Bühnen im Sturme eroberte, machte er eine Einnahme von im Ganzen 400 Gulden, die er bis auf 20 Gulden im Interesse seiner notleidenden Familie verwendete. Nicht besser gestaltete sich der Ertrag der „Sappho“. Es galt aber Brot in's Haus zu schaffen, und so musste Grillparzer Beamter werden — Beamter unter Metternich!

Die große absolutistische Vorherrschaft Deutschlands, das damalige Österreich, wußte seine dichtenden Unterthanen noch viel besser im Zaum zu halten als es ein halbes Jahrhundert zuvor das kleine despatische Württemberg mit den feinen vermocht hatte. Waren doch zu Metternich's Zeit die Jugendwerke des revolutionären Schwaben von der österreichischen Bühne theils ferngehalten, theils durften sie nur in unglaublichen Verstümmelungen gegeben werden. Die Behandlung zeitgenössischer Ereignisse, wie in „Kabale und Liebe“, die freie dichterische Gestaltung der Vergangenheit, wie in „Don Carlos“, hätte sich nur ein Wahnsinniger oder ein Tollkühner gestatten dürfen. Denn darauf stand — Spielberg. Ist doch noch vor ein paar Jahren erst in Österreich ein Zeitungsartikel konsiziert werden, weil er im selben Don Carlos ein — wiewohl längst verstorbenes — Mitglied des regierenden Hauses durch Mittheilung historischer Wahrheiten beleidigt haben sollte! Solche steile vorwärmäßlichen Stumpffämes geben uns nur ein schwaches Nachbild des Miliens, in welchem sich der Geist Grillparzer's entfalten sollte.

Das leichlebige Phäakenthum ist der österreichischen, zumal der Wiener Bevölkerung, mehr auerzogen worden, als es ihr angeboren ist. Wenn die bestimmte Bevölkerung sich zur albernen Posse und zum Ballet der Vorstadt drängte, während sich die ärmeren auf den kreisenden Holzpferden der Ringelspiele im Prater oder beim Kasperletheater ergötzte, so war damit für die Regierung der Beweis geliefert, wie wohl es dem Volk erging. Dass dieses Glück nicht gestört würde und das Volk in seiner vollkommenen Wunschlosigkeit erhalten bliebe, dafür sorgte die wohlweise Polizei, sorgten die Passbehörden, die, wie heute noch in Italien, die Grenze bewachten, sorgten die Zensorbehörden, die rücksichtslos Alles unterdrückten, was ihnen gefährlich oder auch nur bedenklich erschien. Sehr richtig hat man jenes Österreich, in dem Grillparzer seine Jugend ver-

lebte, dahin charakterisiert, dass dort Alles erlaubt gewesen sei: Essen und Trinken, Singen und Lachen, Tanzen und Lieben — nur das Sprechen und Denken nicht.

Diesem Staate stand Grillparzer in dreifacher Abhängigkeit gegenüber. Er war nicht nur als Unterthan ihm mit Leben und Freiheit unterworfen; er war auch als Beamter in seiner wirtschaftlichen Existenz von ihm abhängig, er war schließlich als Dichter auf seine Gnade angewiesen oder seiner Ungnade preisgegeben. Und wie soll ein Theaterpublikum, das auf ausgewählte Kreise beschränkt und systematisch zu gedankenlosem Genuss und vollständiger Unfreiheit des Denkens erzogen worden ist, die großen, ernsten Schöpfungen eines aufstrebenden Geistes zu würdigen verstehen? Wohl lebte auch in diesen gesunkenen Schichten eine unbestimmte Sehnsucht nach Freiheit, aber ihr von der Bühne herab entgegenzukommen, war vollständig unmöglich.

So kam es, dass Grillparzer, so sehr es in ihm gähnte, keine revolutionäre Sturm- und Drangperiode hatte. In der „Ahnfrau“ tobten sich alle Leidenschaften der Jugend an einem erfundenen romantischen Vorworte aus. Ganz unvermittelt tritt dann der Dichter noch als junger Mann mit seiner „Sappho“ in eine Periode klassischer Abgeklärtheit ein. Der Versuch, sich neben dem romantischen und dem antiken Stoffgebiete ein drittes, das historische, zu gewinnen, stieß auf mannigfache Widerstände, die abermals durch die politischen Verhältnisse hervorgerufen wurden.

Es muss betont werden, dass, so räthselhaft und widersprüchsvoll die Gestalt des Dichters sonst oft erscheint, sicher doch Eines in ihm echt war. Das war sein österreichischer Patriotismus. So sehr er auch in Allem sich die Klassiker zum Vorbilde genommen hatte und im Vorwärtsdrängen der Zeit nur stehen zu bleiben wünschte, „wo Schiller und Goethe stand“, so hat er sich zu den kosmopolitischen Empfindungen der klassischen Zeit niemals aufzuschwingen vermocht. In seinem Vaterland hing er mit der Liebe etwa, mit der der Künstler an seinem Modell hängt. Mit welcher Sorgfalt hat er das heimathliche Milieu seines Alt-Wien mit allen seinen rührenden und gemüthlichen Bildern in seinem „Armer Spielmann“ geschildert! Schließlich sind auch seine Phaon, Jason und Leander, seine Melitta, Kreusa und Hero trotz ihres griechischen Gewandes, ihrem ganzen Wesen nach Wiener und Wienerinnen. Während sich der Mensch in ihm all dieser Weichheit gewöhnlich anschmiegte, rebellirte der Dichter. Der Dichter Grillparzer war freilich tot, als der Mensch Grillparzer die Augen schloss.

Man kann sogar annehmen, dass sein dynastisches Empfinden durchaus echt gewesen ist. Mit seinem ganzen Denken wurzelte er in der josephinischen Reformperiode, und wie sehr er auch im Fremdeskreis über den Verfall räsonnieren mochte, wie heftig er auch sich in einem Falle in seinen Versen gegen die klerikalen Neigungen der späteren Habsburger gewendet hat, so sah er in ihnen doch die Nachkommen Joseph II., des „großen Kaisers“.

Deswegen ist er aber immer ein mißvergnügter Patriot geblieben. Hatte er doch schon als Knabe von fünfzehn Jahren — zur Zeit der Niederlage, die Österreich gegenüber Napoleon erlitt, — mit politischen Schandversen debütiert, deren letzte Strophe lautete:

Wenn man uns reformire  
Und Alles anders führe,  
Das wär' schon recht;  
Jedoch, es bleibt beim Alten,  
Die Schurken lässt man walten.  
Es wahrlich! das ist schlecht.

Was der Knabe prophezeilt hatte, der Mann hat es empfunden. Unter seinen Kollegen lebte Grillparzer in einer Welt kleinkinderlicher Streiter, die ihm ihre Künste oft genug empfunden ließ und seine Beaufenlaufbahn beträchtlich beschränkte. Widerholt kam er auch in direkten Konflikt mit Leitenden Behörden. So, als er ein später zitiertes Gedicht „Die Ruinen des Campo Vaccino“ veröffentlichte, das bei den Stillen im Lande Anstoß erregte und aus dem Almanach, in dem es veröffentlicht worden war,

mit roher Hand herausgerissen wurde. Sein sehr patriotisches Drama „König Ottokar's Glück und Ende“ wurde zwei Jahre lang von der Censur zurückgehalten, „Ein treuer Diener seines Herrn“, trotz seiner geradezu servilen Tendenz (Grillparzer hat sich freilich später gegen diesen Vorwurf gewehrt), einfach unterdrückt. Sogar in eine Haussuchung und hochnotheimliche Untersuchungen wurde der kaiserliche Beamte verwickelt, weil er einem recht harmlosen Club, der „Ludlamshöhle“, angehört hatte.

Darum lehrte sich der Stachel seines Zornes zunächst gegen die zeitgenössische Bureaucratie, die er in seinen Epigrammen als dumm, eitel und bestechlich schildert:

Ein Dummkopf bleibt ein Dummkopf nur  
Für sich in Feld und Haus;  
Doch wenn Du ihn zum Einfluss bringst,  
Wird gleich ein Schurke draus.

Und wie scharf erfaßt er den Typus des vorjährigen Strebers, wenn er seinen „Chrenmann“ lügen läßt:

Sch schreibe im Kreis der Intrigen  
Und mache keine mit;  
Doch wenn die Schleicher siegen,  
So thiel' ich den Proft.

Bei bedeutender aber als seine oft gerühmten Epigramme, aus denen doch nicht selten der heimliche Geist der Stanzleitabale spricht, sind keine selten genannten und gelobten größeren politischen Gedichte; vielleicht wurden sie deshalb so wenig beachtet, weil man sich mit ihnen auf keine Weise abzufinden wußte. Das Bild vom revolutionären und servilen Grillparzer, der höchstens einmal aus Gründen persönlicher Zurücksezung hiffig werden konnte, des Dichters, der sich so heftig gegen die deutschen Mörzürme gewendet hat — wie schlecht verträgt es sich mit diesen gewaltig einhergehenden Rhythmen freier Begeisterung! Hier ist er nicht mehr, wie in vielen seiner Epigramme der vorgehüte Subalternbeamte, der sich durch einen heimlich verbrecherlichen Stachelschlag das Herz erleichtert, sondern, im wallenden Gewande eines zürnenden Propheten tritt er vor die Menge. Wie sonst nur im Geiste der dramatischen Aktion sprudeln alle Leidenschaften auf, mühselos reißt sich Gedanke an Gedanke, Bild an Bild, und der Schwung einer großen Rhetorik durchströmt das Ganze. Es scheint ein völlig Anderer geworden zu sein.

Doch man die politische Kritik Grillparzer's bisher so wenig rühmen gehört hat, gehört zu den größten Unbegreiflichkeiten unserer Literaturgeschichte. In der poetischen Behandlung zeitgenössischer Ereignisse führt Grillparzer — etwa Herwegh ausgerommen — immer einen würdigen Nebenwähler, man muß ja in das Gebiet der englischen Literatur hineingehen und Byron zum Vergleich heranziehen.

Die antikritische Richtung Grillparzer's erklärt sich wohl als die gewöhnliche Fortsetzung der klassischen Traditionen Schiller's und Goethe's. „Einen zu berühren unter Allen, mußte diese Götterwelt ragen!“ lullt Schiller in den „Göttern Griechenlands“, und Goethe sieht in der „Brant von Korinth“ das edelste Werk des Christentums in die jüngste Worte der Anklage zusammen:

O jeder sollen hier,  
Wer Lazarus noch lebt,  
Wer Triumphator, mir hört.

Ahnlich Grillparzer in seinem Jugendgedicht „Die Räuber des Campo Vaccino“. Ihm erscheint das Colosseum Rom als das Symbol der zerstörten heidnisch-katholischen Größe, und das schwarze Kreuz, das über seine Spalte geworfen ist, als ein böses barbarischen Triumphes:

Geliebtes, Siegesheil!  
Sei der Römeli Triumphos,  
Siegt du so in Todesschmerzen  
Selbst noch im Sterben groß?  
Und kommt verschont, zerstört,  
Du den Römertod erneut,  
Mäßige dir das Kreuz noch tragen,  
Aber, verrücktes, da darf's!

Die Poësie hat er seine Anzahl über die Religion in die Werke gesammelte, daß sie die „Poësie christlicher Menschen“ sei. Das Christenthum aber

ist ihm „die Religion der Melancholiker und Hypochondriken“.

Über die Klassiker ging sein Weg hinaus, wo er sich auf das Feld der eigentlichen Tagespolitik begab. Es sind nicht viele Gedichte solcher Art von ihm vorhanden — Gedichte nämlich, in denen er den vorwürlich-dynastischen Beamtenrock auszog und ganz er selbst zu sein wagte — aber diese wenigen sind Meister und Meisterleistungen der Gattung. Es sind glänzende und gedankentiefe politische Exposés, aus der Stimmung des Tages geboren und in formvollendete Verse gebracht. Wie gewaltig ist doch in seiner heroengeschichtlichen Auffassung der Nekrolog, den er im Jahre 1821 dem Verbannten von St. Helena schreibt! Den deutschen Hass gegen den „korischen Großer“ ist er zwar nie ganz los geworden, aber wie weit war er davon entfernt, das angeborene Gottesgnadenthum des alten Europa über das selbst geschaffene Herrscherthum des Abvakatensohnes zu stellen! Weil sich aller Zorn der Unterdrückten gegen diesen einen Unterdrücker entlind, erscheint er ihm als tragische Gestalt. Was die kleinen Thramen gesündigt hatten, mußte der große büßen.

Was sie gefündigt ohne Unterlaß,  
Was sie getrebet seit den frühlsten Tagen,  
Was all' zusammen auf den Haupt getragen,  
Du duldetest für Alle Alles Hass...

Und der Lohn für die Befreiungskriege? Die heilige Allianz!

Dem, seit du fort, steht nun nicht mehr das Blut,  
In dem vor dir schon alle Felder rannen?  
Was Lohn den gegen dich vereinten Männer?  
Sitzt heilig das von dir bedrohte Gut?  
Was Thraume entfernt mit dem Thranen?  
Sitzt auf der freien Erde, seit du fort,  
Nun wieder frei Gedanke, Meinung, Wort?

Auf denselben Gedanken kommt er in dem Gedichte „Rusland“ zurück. Hier peitscht er in prachtvollem Zorn die meineidigen Serenissimi Deutschlands mit der Erinnerung an ihre Schmach:

Als er noch stand, der Allmacht Zorn verarm,  
Da wären sie wie Lämmer anzuschau'n,  
Da brachten sie um der Gewalt'gen Füße,  
Da lebten sie nach Freiheit und nach Licht...

Und die einzige Stellung aus allem Drangsal scheint ihm ein gewaltiger Sieg Russlands zu sein, der die Völker umrättelt und zu einem neuen, einem wahren Befreiungskriege aufrufen würde, in dem es keine Betrogene mehr giebt. Darum ruft er Russland gegen Deutschlands Fürsten auf:

Schreit' sie du! las sie bereuen,  
Doch ihre Macht sie wähnen uns're Kraft.  
Noch zittern auf den Höuptern ihre Kronen,  
Berühr' den Übermuth, der droht und schützt.  
Rumm' aus das Rest, wo ihre Jungen wohnen,  
Das Eigennutz sie lebt, was Allen nützt.

Aber indeß der Dichter im Geiste Russland über den Trümmern der deutschen Throne triumphiren sieht, sieht er auch schon die höhere Macht auftreten, der kein Despotenatm gewachsen ist. In heiliger Siegesgewissheit ruft er dem Sieger zu:

Doch wer's, du gräßt das Grab dem eignen Reiche:  
Denn, erst gestift des Rechtes heilig Haus,  
Ziehn' wie einher als unsrer Führer Gleiche  
Und folgen dij, als letztes Unrecht aus.

Das ist ein Jahr die revolutionäre Katastrophentheorie auf das Gebiet der auswärtigen Politik übertragen.

(Schluß folgt.)

## Bunt Papier.

Von Fred Hood.

**D**as Thema klingt nicht vielversprechend. Pinsel, Farben und Druckerpresse sind ohne Zweifel die wesentlichen Faktoren, die bei Herstellung des Buntpapiers in Betracht kommen — was läßt sich darüber sagen?

So denkt gewiß jeder Leser, dem der Ausdruck „Bunt Papier“ nicht geläufig ist. In Wahrheit handelt es sich um eine höchst bedeutende und recht inter-

essante Industrie, welche namentlich mit der Tapetenfabrikation, dem Buchgewerbe, der Kartonagen- und Spiel- und Galanteriewarenfabrikation in engen Beziehungen steht.

Die Bezeichnung „bunt“ kann in der Technik alles Mögliche bedeuten: farbig, glänzend, farbprächtig, gemustert, vielfarbig, vielgestaltig.

Was ist nun „Bunt Papier“? Hier entscheidet natürlich der Sprachgebrauch in der Papierindustrie. Ein in der Masse, d. h. im Papierstoff, gefärbt Druck-, Schreib-, Briefpapier usw. zählt nicht den „Buntpapieren“. Dagegen ist jedes mit einem Farbanstrich oder einem Farbmuster versehene Papier ein Buntpapier — gleichgültig, ob eine einzige oder zwanzig verschiedene Farben Anwendung finden. Eine Tapete ist aber kein „Buntpapier“. Eine Tapete ist eben eine Tapete und überhaupt kein „Papier“ — im Sinne des Handels. Das Wertwürdigste aber ist, daß als Buntpapiere jene ungefärbte Papiere bezeichnet werden, wenn sie in einem geprägten Muster oder einer Deckenschicht auf anderen Stoffen versehen sind.

Beginnen wir mit der Herstellung der schlichtesten Buntpapiere, welche durch Färben erzeugt werden. Die Farbe wird auf das Papier übertragen und durch Hand- oder Maschinenarbeit gleichmäßig verteilt. Es kommen Bogen wie mächtige Papierrollen, sogenanntes „endloses Papier“, zur Verwendung. Der Arbeiter spaint das zuvor angefeuchtete Papier über den Streichstisch, bedeckt mittels Pinsels, Bürste oder Schwamm die ganze Fläche mit der gewählten Farbe, welche lauwarm verwendet wird, worauf die gleichmäßige Vertheilung derselben durch die sogenannte „Verschleißbürste“ erfolgt. Darauf werden die Bogen aufgenommen und zum Trocknen über Schnüre gehängt.

Es sind sowohl für das Färben von Bogen wie von endlosem Papier sogenannte Grund- oder Streichmaschinen in Gebrauch. Das Färben vom Bogen auf maschinellem Wege geschieht in folgender Weise: Über einen Tisch bewegt sich ein Gummizug, auf welches die Bogen mittels eines automatisch arbeitenden Zuführapparates ausgelegt werden. In demselben Moment geht schon eine mit Farbe getränkte Filzrolle über das Papier hin, worauf mehrere, über die ganze Tischbreite reichende, schnell hin- und hergehende Bürsten die Farbe gleichmäßig vertheilen. Die zum Färben endlosen Papiers dienenden, sehr vollkommenen Maschinen, welche auch in der Tapetenfabrikation als Grundmaschinen angewendet werden, sind nach folgendem Prinzip konstruit: Ein über Rollen laufendes Flanellstück „ohne Ende“ überträgt die ihm durch eine Farbwalze zugeführte Farbe auf das unter dem Tische ausgebretete Papier; dieses geht dann über einen langen Tisch oder eine große Trommel unter fortwährend sich hin- und herbewegenden Bürsten hinweg, um an anderer Ende sofort von einer Fangvorrichtung aufgenommen und dem Trockenraum zugeführt zu werden. Das Papier wird vom Streichstisch oder von der Mantelstäche der Trommel über eine Rolle hinweggezogen und nun zu beiden Seiten von Seiten ohne Ende begleitet, welche in gewissen Abständen mit Häckchen versehen sind; diese haben die Funktion, von einer größeren Zahl auf einem Gestell ruhender Stäbe stets einen abzuheben, diesen unter das in leichten Bogen hängende Papierband zu bringen und es so weiterzuführen. Da sich nun die in größeren Entfermungen angeordneten Stäbe einander nähern, so hängt das Papier zwischen je zwei Stäben in langen Bahnen nach unten durch, bewegt sich also zigzagförmig zwischen den Ketten durch den Trockenraum; dabei haben die Stäbe das Papierband in regelmäßigen Abständen zu halten, damit die feinen Flächen nicht einander berühren. Schließlich werden die Stäbe durch die Kette einer gebogenen Zahn zugeführt, auf welcher sie hinabgleiten, um so gleichzeitig das Zusammenlegen des Bandes zu bewirken. Hierauf erfolgt das Herausziehen der Stäbe und das Aufwickeln des Papiers auf Rollen.

Man hat in neuerer Zeit noch verschiedene andere Maschinen zum Färben von Papier konstruit und mit Vortheil verwendet. Unter Anderem sind Fär-

# Anzeigen-Beilage für das illustrierte Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt“.

Nr. 25

Für den Annoncenrecht der „Neue Welt“ ist weder die Redaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich.

Allmäg. Interaten-Annahme durch Helm. Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro gegrätschte Nonpareille-Zeile oder deren Raum Mk. 1,25.

1903



**Remontoire-Uhren**, garantiert gutes Werk, 6 Minuten, schönes, starkes Gehäuse, deutscher Metallschmied, echte Goldränder, Emaille-Zifferblatt, Mk. 10,50. Diese sind mit 2 echten silbernen Kapiteln, 10 Minuten Mk. 13. Schlechte Waare führt ich nicht. Meine sämtlichen Uhren sind wirtschaftlich gut abgezogen und genau reguliert; ich gebe daher reelle 2-jährige schriftliche Garantie. Versand gegen Nachnahme oder Posteinzahlung, Umtausch gestaltet oder Geld sofort zurück, somit Bestellungen bei mir ohne jedes Risiko. Reich illustrierte Preisliste über alle Sorten Uhren, Ketten und Goldwaaren gratis und franko.

**S. Kretschmer**, Uhren, Ketten und Goldmünzen, Engros Berlin 415. Neue Königstraße 4. Reelle und wirklich billige Bezugssquelle für Uhrmacher und Wiederverkäufer.

## Lungenleiden (chron. Katarrhe und Schwindsucht) heilbar!

Ausführliche Broschüre mit Berichten von Ärzten und geheilten Kranken über diese Heilmethode versendet die Chemische Fabrik Dr. Hofmann Nachf. in Magdeburg 101 (Sachsen) gratis und franko.



wirtschaftlich gut und billig rauchen? So bestellen Sie meine oben abgebildete Marke Universal Nr. 73 für den spottbilligen Preis von 1,5 pro 500 Stück, oder 9 pro 1000 Stück franko, per Nachnahme. Die Marke ist mit Sumatra oder Java gedeckt, in schönen Klappfischen verpackt und sehr bestellt. Um Gedanken von der Preiswürdigkeit meiner Fabrikate zu überzeugen, füge ich noch 30 Cigarren und ein interessantes Buch mit Preisliste gratis bei.

Garantie: Rücknahme oder Umtausch, daher kein Risiko.

**P. Pokora, Cigarren-Fabrik, Neustadt W.-Pr. 379 E.**

Erst versuchen,	dann urtheilen!
Pflaumenmus . . . . .	2,70
Melange-Marmelade . . . . .	3,20
Himbeer-, Erdbeer-, Apfel- und Traubengelée . . . . .	3,20
Rhein-Apfelkraut . . . . .	3,20
Zuckerhonig, vorzüglich . . . . .	4,20
Der 10 Pf. Eimer fr. u. Nachnahme.	
Julius Vogel, Nahrungsmittelfabrik Alsbheim a./E., Rheinpfalz.	



**Buch über Ehe**  
von Dr. Retau m. 39 Abb. statt Mk. 2,50 nur 1,50. Preisliste über int. Bücher gratis.  
**R. Oschmann, Konstanz 102.**

Die nicht einlaufenden **Blitz-Unterzeuge**. Normal-Hemden, Macco-Hemden, Hemdhosen, Unterhosen, Jacken (Katalog, Stoßprob. umsonst frko.) liefert an Private die **Fabrik von Georg Koch** Hofflieferant in Erfurt 6.

**Briefmarkenpreisliste** gratis 30000 Preise. Viele Abbildung. Ankauf v. Samml. u. einzel. Marken. Philipp Kosack, Berlin C., Burgstr. 8, am Königl. Schloss



**Versende** meine neueste illustrierte Preisliste über Neuheiten gegen 10 Pf. frei.  
**G. ENGEL**, Berlin 149, Potsdamerstraße 31.

**Atme frei! Schnarche nicht!**



## Tatsache!

**Die Continental-Fahrrad-Fabrik**

lieft auch wieder für Saison 1903 fraglos die

**schönsten Modelle** und zuverlässigsten Räder der Welt

zu **enorm niedrig. Preisen.**

Überall suchen wir Wieder verkäufer und geben

**Probemaschinen**

ohne Preisabschlag ab, ohne dass sich die Empfänger zur Abnahme weiterer Maschinen zu verpflichten hätten. Lassen Sie sich zunächst vollständig kostenlos unserem vornehmen reich illustrierten Katalog nebst Vorzugspreisliste senden. Sie werden finden, dass

**Preise enorm billig** und jedes Risiko ausgeschlossen ist.

**Nichtkonveniente wird bereitwilligst zurückgenommen und der bezahlte Betrag zurückgestattet.**

**Continental-Fahrrad-Fabrik**

von Hermann Prenzlau, HAMBURG 110.

Wer mit Pneumatiks

wegen vorzeitiger Abnutzung der Mäntel oder Undichtigkeit der Schläuche Ärger hatte und nun endlich

mit Sicherheit

sein Rad benutzen will, wähle nur

**Panzer-Pneumatiks**

Modell 1903.

Panzer-Mäntel geben grösste Gewähr für

**unbedingte Haltbarkeit**

während Schläuche, wegen des dazu verwendeten, dickwandigen Gummis

**absolut luftdicht** sind.

Panzer-Mäntel in allen Größen . . . à Mk. 7,50

Panzer-Schläuche mit Dunlop-Ventil . . . à Mk. 4,50

mit einjähriger schriftlicher Garantie

zwe. Qualität: Mäntel in allen Größen . . . à Mk. 5,50

Schläuche mit Dunlop-Ventil . . . . . à Mk. 3,50

mit gesetzlicher Garantie.

**Nichtkonveniente wird bereitwilligst zurückgenommen und der bezahlte Betrag zurückgestattet.**

**Continental-Fahrrad-Fabrik**

von Hermann Prenzlau, HAMBURG 110.

Großer Illust. Haupt-Katalog mit über 3000 Gegenständen aller Arten Messer, Scheren, Sägen, Waffen, Leder, Gold-Schmuckstücken erhält jeder franco umsonst, ohne Kaufzwang. Bitte d. zu verlangen. "V. K. M. 1903" in jedem Inserat.

**Zur Probe! Beste Rasirmesser der Welt!**

Fertig zum Gebrauch: Verlang g. Nachnahme od vorh. Kasse.

**Fritz Hammesfahr,** Firma b. Sollingen II.

Stahlwarenfabrik und Verkaufsstelle.

Stahlriemen Mk. 1. bis Mk. 1.80.

Schärfmesser Mk. 30. Raspelsteife Mk. 25.

Raspelschärfen. Raspelschärfen. Raspelschärfen.



#### Gold- und Silberwaren

Wecker-Uhren	von M. 1,75 an
Nickel-Rüm.-Uhren 30-Std. Werk	M. 3,50
Echte silberne Remontoir-Uhren	M. 6,90
Goldene Damen-Uhren	M. 14,90
Damenhalstketten, Golddouble m.	
Schlauch, 150 cm lang	M. 3,50
Echt goldene Ringe	M. 1,50
Echte silberne Broschen	M. 0,50
Versand gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung des Betrages, Risiko ausgeschlossen, da bei Nichtgefallen Geld retour.	

Uhren aller Art

## Julius Busse

Berlin C.19, Grünstrasse 3/5 K.

Reich illustrierte Preisliste über:  
Uhren aller Art, Silber- u. Goldwaren aller Art, optische und photographische Apparate u. sämtliche Utensilien, Musikwerke, Nickelwaren, imit. und echt. Bronze, Silberzinn und Eisen, Britanni-Metall, Uhrenfournituren und Werkzeuge gratis und franko.

#### Optische Artikel

Kaffeeservice, vernickelt, 4theil. von M. 6,80 an
Tafelauszäcke, Versilbert, M. 2,90
la. Britannia Bestecke, garantirt weiss, bleibende Esslöffel oder Essgabel, pro Dutzend M. 3,80
Kaffeelöffel pro Dutzend M. 2,15
Photographische Apparate bis zu dem vorzuglichsten Operngläser mit Etui M. 2,75
Wirklich billige und anerkannt reelle Bezugsquelle für Wiederverkäufer, Uhrmacher und Händler M. 4,75

#### Photograph. Apparate

Alle Raucher im Sturm erobert hat sich meine beliebte Spezialität: **Havanillos**

mit Silber-Hundstück.  
Jeder Raucher, der dieselbe probiert hat, giebt fortlaufend Nachbestellungen. Tausende von Anerkennungsschreiben aus allen Städten.

Feste Sumatra-decke. Gut und weiss brennend, sparsamstes und

billigstes Rauchen.

Fabrikpreis: 500 Stück nur M. 7, 1000 Stück nur M. 13.

1500 Stück nur M. 18.

**Neptun-Cigarette** aus aromatischer Tabak, 68 mm lang, 10 mm stark, 500 Stück nur M. 6,50, 1000 Stück nur M. 12. Alles frei in's Hans gegen Nachnahme.

Rud. Tresp., Neustadt Danzig Garantie: Zurücknahmed. Umtausch D.18.

## Die Frau

Dieses für jede Familie wichtigste hygienische Buch von Frau Anna Hein, fr. Oberhebamme a. d. geburshilflich. Klinik d. Kgl. Charité zu Berlin, ist gegen 50 Pf. in Briefm. zu beziehen von Frau Anna Hein, Berlin S. 100, Oranienstr. 65.

## Flundern

M. 60. Stück, frisch aus dem Rauch, frisch, M. 3.

la. befit. Forderl. 9 Pfd. Post M. 7.

Ernst Napp Nachf., Swinemünde No. 127.

## Viel Geld verdienen Sie

spielend durch den Verkauf meiner **Cäsar-Räder** und **Cäsar-Pneumatic** sowie Zubehörtheile, welche auch in Saison 1903 entschieden die besten und am allerbilligsten sind.

hauptkatalog gratis und franko.

Leipzig 1, Carlstr. 22 • F. H. Lange • Leipzig 1, Carlstr. 22

## Nebenverdienst

für Herren und Damen aller Stände durch:

1. schriftliche Arbeiten
2. porträtmalerische Thätigkeit
3. Ikonographie
4. Werbung neuer Ideen
5. zeichnerische Entwürfe
6. leichte Thätigkeit für Kaufgeschäfte
7. Nachweis von Adressen einer Art
8. feste Vermittlungen
9. lohnende Beratungen
10. jugendliche Kunst-Artikel
11. häusliche Thätigkeit
12. Werbung wertlofer Abfälle
13. Amateur-Photographie
14. Handarbeiten aller Art

Anfragen mit Rückmarke an L. C. H. Eichhorst in Delmenhorst 15 (Oldenbg.)

#### (Grosses Format.) Cigarren - Umsonst! (Keine Cigarillos.)

Wir geben jedem bis auf Weiteres: 50 Cigarren als Geschenk bei Bestellung von 150 Cigarren a. gut. Tabaken f. M. 4,95. Wer einmal bezogen, bestellt wieder.

Bei Bestellung von 450 Stück, 500 Stück franko für M. 12,50.

Hamburger Cigarren-Versand, Hamburg, Kielerstrasse 75.

## Curt Göpel

BERLIN C 215

Stralauer Strasse 13-14.

Uhren-Fabrik-Lager

Nick-Remont-Uhr M. 4,5 u. 7

Silb.-Herren-Rem.-Uhr M. 4,8-5,0

Silb.-Damea-Rem.-Uhr M. 5

Dieselbe vergold. M. 4,12

Gold-Damen-Rem.-Uhr M. 4,18

Gold-H.-R.-Uhr v. M. 29 an.

Sammlt. Uhren sind trotz d. bill. Preise gut Qual.

gut abgezogen und regulirt und wird 3 Jahre schriftlich garantiert. Versand gegen Nachnahme. Katalog über Uhren und Goldwaren gratis und franko.

Wiederverkäufern Rabatt.

Bie geschäfteten Seher

bitten wir bei Anfragen, Bestellungen von Preislisten und bei Aufträgen stets auf die

„Neue Welt“

Bezug nehmen zu wollen.

„Neue Welt“

Hauptleitung für Anzeigen.

**Buchführung**

DR. ERNST H. SCHÄFER, GÖRLITZ

DR. ERNST H. SCHÄFER, G

maschinen in Gebrauch, welche nach Art der zum Glätten von Papier, Textilstoffen usw. dienenden Galander gebaut sind. Das Papier geht zwischen zwei Walzen hindurch, und gleichzeitig fließt durch Löhrchen aus einem Farbbehälter Farbe auf die Galanderwalzen, um sogleich durch diese über die ganze Papierfläche ausgebreitet zu werden. Zu den interessantesten Vorrichtungen dieser Art gehören aber Färbemaschinen, welche mit einer Papiermaschine direkt verbunden sind, so daß das neu entstehende Papier unmittelbar beim Passiren des ersten Trockenzyinders durch gegenüberliegende rotirende Farbwalzen mit dem Rastrich versehen wird. Bei anderen Systemen wieder erfolgt die Färbung des noch feuchten, frischen Papiers durch Aufstäuben pulverisirten Farbstoffes.

Sehr mannigfache schöne Buntbilder werden durch Aufstreuen oder Aufkleben verschiedener feinzerkleinerter Faserstoffe, Metallspäne, von gefärbtem Sand, Gläsernsplitterchen, gefärbtem Pulver usw. hergestellt. Es werden auf bereits gründirtem Papier durch Druck oder Aufschablonieren mit einem Klebstoff oder einem fetten Firnis Muster erzeugt, an welche nun die aufgestäubten oder aufgestreuten Faserstoffe und Farbpulver haften, während sie von den trockenen Stellen nachträglich abgeschüttelt werden. So ist es möglich, auf ein und derselben Fläche verschiedenartige und verschiedenfarbige Fasern und Pulver zu verwenden, indem man zunächst bestimmte Details in Firnis ausführt, die betreffenden Stellen bestäubt, das überflüssige Pulver hinunter schafft, dann andere Details in Firnis herstellt, dieselben wieder mit einem anderen Farbpulver oder Faserstoffe bedekt usw., bis die ganze Arbeit vollendet ist. So werden z. B. die sogenannten Velours- und Sammetpapiere hergestellt, welche auch in der Tapetenfabrikation eine große Rolle spielen. Zur Herstellung dieser Papiere werden die Muster mit Bleiweißfirnis aufgedruckt und mit feinem Wollstaub gepudert. Dieser Tuchstaub wird für die Tapeten- und Luxuspapierindustrie in den mannigfachsten Farben in den Handel gebracht. Das frisch mit Bleiweißfirnis bedruckte Stoffenpapier wird über den aus Kalbleder oder Vergament bestehenden Boden eines Kastens gezogen und von oben durch einen Trichter Tuchstaub auf das Papier geschüttet. Sobald eine bestimmte Menge farbigen Staubes eingefüllt ist, wird die Öffnung des Kastendeckels verschlossen, und der Staub durch Trommelschläge gegen den Kastenboden aufgewirbelt. Die Fasern vertheilen sich nun gleichmäßig auf dem Papier, bleiben aber nur an den klebrigen Stellen des Musters haften.

Wo die Herstellung des Firnismusters auf der Druckmaschine erfolgt, wandert das Papier natürlich sofort von der Walzendruckmaschine durch den Staubkasten.

Schlichte Metallpapiere werden vielfach in der Weise erzeugt, daß sie zunächst einen mit Farbe versezten Überzug aus Klebstoff erhalten, auf welchem, sobald die Gründirung ziemlich trocken ist, durch Aufdrücken echte oder unschte Metallblättchen befestigt werden. Neuerdings werden Metallpapiere auch auf galvanischem Wege hergestellt.

Eine in technischer Hinsicht besonders interessante Klasse von Buntbildern bilden diejenigen, welche durch „Sprengen“ und „Abziehen“ erzeugt werden. Beim Sprengen werden auf dem Papier durch schnelles Auf- und Niederschleudern der den Farbpinzel haltenden Hand Spritzsäcke erzeugt. Kleinere und gleichmäßige Flecken werden erzielt, indem man mit einem ziemlich harten, kurzhaarigen, mit Farbe getränkten Borstenpinsel über ein feines Maschengitter führt, welches man in einiger Entfernung von dem Papier hält. Indem man nun auf die zu bemalende Fläche aus Papier ausgeschnitten Sternchen, Blumen oder sonst ein Muster legt, kann man gewisse Partien aussparen, so daß sich nach Abheben der Deckblättchen die betreffenden Muster in der Färbung des Papiers zeigen. Man kann dann über die ganze Fläche wieder mit einer zweiten Farbe feine Spritzsäcke schütten, dabei andere Stellen aussparen und so das Muster noch reicher und reizvoller gestalten.

Diese Spritzmalerei wird bekanntlich auch zum



Grunewaldsee.

Original-Federzeichnung von W. Werner.

Schmuck mannigfacher kleiner Holzgegenstände angewendet. Andere Wirkungen erzielt man durch Auftragen des Farbpinsels auf angefeuchtetes Papier. Die verschiedenfarbigen Flecke breiten sich aus und ließen schließlich ineinander, so daß recht mannigfache Muster entstehen. Andere Varianten erzielt man, indem man die Spritzzeichnung nicht direkt auf dem Papier, sondern auf einem mit Wachsstück überzogenen Brett erzeugt. Auf dieses legt man den Bogen, streicht ihn fest an und zieht ihn ab. Damit die Farben jedoch nicht zu sehr ineinander ließen, sondern ein konturirtes Muster ergeben, vermischt man sie mit Kleister, Leim oder Ochsengalle. Besondere Effekte werden dabei noch erzielt, indem man vor dem Abziehen des Papiers über die Rückseite desselben in Linien, Schlangenwindungen oder Kreisen ein glattes Holzstäbchen führt, so daß die feuchte Farbe unter dem Papier gewisse Richtungen zu nehmen gezwungen wird. Eine andere schöne Methode, welche schon von den Schuljungen geliebt wird, besteht darin, auf einem Blatt Papier mit einem Pinsel Wellenlinien zu zeichnen und auf einem zweiten Linien in einer anderen Farbe. Darauf werden die Blätter aufeinander gelegt. Beim Abziehen finden wir nun, daß beide Bogen ein braunes, zweifarbiges, häufig recht originelles Muster erhalten haben. Die mehr oder minder harmonische Wirkung hängt natürlich von der verständigen Wahl der Farbe wie vom Geschick des Arbeiters ab.

Wir kommen nun zu dem Marmorpapier, dessen Herstellung ohne Zweifel das interessanteste Kapitel in der Technik der Buntbilder-Fabrikation bildet. Wenn wir einen Tropfen ätherischen Oels auf eine Wasserfläche fallen lassen, so wird derselbe sofort infolge der OberflächenSpannung des Wassers zu einem breiten Fleck ausseiner gerissen. Verwenden wir an Stelle des Oels eine farbige Lösung, so bildet auch der Farbtropfen zuerst einen breiten Fleck auf dem Wasser, und erst dann versinkt er, um sich mit dem Wasser zu vermischen. Diese Beobachtung führte zur Erfindung des Marmorwassers, dessen sich der Buchbindere und der Buntbilderfabrikant schon seit etwa hundert Jahren bedienen. Aufgabe des Erfinders war es zunächst, die Flüssigkeit etwas steifer zu machen, die Farbsäcke an der Oberfläche zu halten, andererseits die treibende Wirkung der OberflächenSpannung einzuschränken, damit die Farbsäcke nur eine mögliche Größe erhalten. So wurde die Möglichkeit zur Erzielung vielfarbiger Muster geschaffen, welche von der Flüssigkeit auf Bogen abgezogen werden können. Man gewinnt die Marmorflüssigkeit durch Einkochen des Wassers mit Tragantgummi oder durch Mischung von Wasser mit einer Abkochung von Flohsamen oder Carraghenmoos. Diese schleimige Flüssigkeit kann nun je nach Erfordern durch Zusatz von Leinsamen oder Gummipulpa verdickt, bzw. durch Zusatz von Wasser verdünnt werden. Wenn sie die richtige Konsistenz erhält, vermischen sich die Farbtropfen nicht mit der Flüssigkeit. Läßt man nun mehrere Tropfen verschiedener mit Ochsengalle verseckter Farben auf die Oberfläche des in flachen Wannen enthaltenen Marmorwassers fallen, so breiten sie sich aus, stoßen aneinander, verunstalten sich gegenseitig und bilden so absonderliche braune Figuren, von Albern durchzogene Farbschichten, überhaupt mannigfache, meist marmorartige Zeichnungen. Erfahrene Leute, welche das Spiel der Farben auf der Flüssigkeit genau kennen, verstehen es, harmonisende Farben gerade in solchen Mengen aufzutropfen, daß sie ein beachtliches Muster erzielen. Obwohl der Zufall bei dieser Arbeit eine ziemlich bedeutende Rolle spielt, vermögen sie denselben doch bis zu einem gewissen Grade zu beeinflussen. So vermögen sie z. B. in das bunte Gewirr eine gewisse Ordnung hineinzubringen, indem sie mit einem kammatigen Instrument über die Farbschicht des Wassers fahren. Die Farbsäcke ziehen sich dabei auseinander und bilden pfauenfederartige Streifen, welche sich dicht aneinander legen und so jene interessanten Zeichnungen bilden, welche wir z. B. häufig auf den Schnittflächen der Bücher sehen. Es ist nicht schwer durch Auflegen eines Papierbogens die Zeichnungen der Marmorflüssigkeit abzuzeichnen; man

legt ihn flach auf dieselbe und zieht ihn dann rückwärts über einen quer über die Wanne gelegten Stab.

Wir kommen nun zu den mit reliefartigen Mustern versehenen Buntbahnen. Sie werden durch Pressen oder Prägen erzeugt. Wenn ich auf eine mit Vertiefungen versehene Platte aus Holz, Metall oder einem anderen geeigneten Material ein angefeuchtetes Blatt Papier lege und auf dieses eine zweite Platte drücke, deren erhobene Muster in die vorgenannten Vertiefungen hineinpassen, so wird das Papier in die Höhlungen hineingepreßt; es behält nach dem Trocknen das so hervorgebrachte Relief. Es ist aber garnicht einmal erforderlich, daß erhobene und vertiefe Platten sogenannte „Patrizen“ und „Matrizen“ Verwendung finden, vielmehr genügt eine einzige mit erhobenen oder vertieften Mustern versehene Platte; an die Stelle der zweiten Platte tritt dann ein elastisches Material wie Pappe, Leder, Karton, Papier usw. Bei starker Pressung drückt sich das elastische Material nebst darüberliegendem Papierbogen schon von selbst in die harte Form hinein, um die Musterung anzunehmen. An die Stelle zweier Platten können nun auch zwei gegeneinander laufende Walzen treten, von denen die eine die Rolle der Matrize, die andere die Rolle der Patrize übernimmt. Man kann also beispielsweise eine Rolle Papier von vielen Metern Länge zwischen den beiden Walzen hindurchlaufen lassen und so die ganze Rolle fortlaufend mit dem Muster versehen, welches in die Walzen geprägt oder graviert ist. Je nach der Form der unsterblichen Gebilde bezeichnet man die Pressung als Granitieren, Moirieren, Guillochieren usw. Die Maschinen, welche in dieser Weise

angewendet werden, nennt man Galander. Die zweite Walze braucht keine Muster zu enthalten; sie kann vielmehr aus elastischem Material bestehen, und zwar wird für diesen Zweck meist eine aus Papier bestehende Walze verwendet.

Eine sehr merkwürdige Art von Buntbahnen wird auch durch Anwendung krystallisirender Körper hergestellt. Man überzieht die Papierbogen, welche vorher schon gefärbt sein können, mit einer warmen Lösung chemischer Stoffe, die die Eigenschaft besitzen, während des Abkühlens zu krystallisiren. So wird z. B. eine in eiskaltem Zustande gesättigte Lösung von Bleizucker mit Leim, Gummi oder Dextrin verwendet. Da die Krystallisation an mehreren Punkten zugleich beginnt, so erzeugen die Krystallformen eine regelrechte Musterung der Deckschicht. Man kann jedoch die Muster noch vermehren, indem man die Schicht an mehreren Stellen mit einem spitzen Stäbchen berührt; an diesen Punkten bilden sich Krystallisationszentren, welche sich selbstständig begrenzen.

Die beschriebenen Buntbahnen können nun noch durch Glätten oder Lackiren einen weiteren Schmuck erhalten; im Uebrigen können auch mehrere Verfahren kombiniert werden, wodurch außerordentlich reiche Muster zu erzielen sind. Das Lackiren hat auch den Zweck, das Papier bezw. die Farb- oder Deckschicht gegen Feuchtigkeit zu schützen. Die Glättung des Papiers kann dadurch erzielt werden, daß man die fertigen Bogen zwischen glatten Galanderwalzen hindurchgehen läßt. Natürlich ist dieses Verfahren auf Reliebspahne nicht anwendbar. Eine einfache Methode, gefärbte Papiere zu glätten, besteht darin, Talcpulver, Fasergips oder Wachs durch Bürste-

maschinen in das Papier hineinzubürsten; Dadurch entsteht ein atlasartiger Glanz. Vielfach werden diese Stoffe auch schon dem Farbmittel beigemischt, so daß sie schon beim Aufbüren der Farbe einen gewissen matten Glanz erzeugen. Zum Lackiren finden uamentlich Spiritusfirniz und Leinöl gelangt Verwendung. Das Verfahren des Gelatinirens ist auch recht interessant. Gelatine wird bekanntlich weich und schwollt, wenn sie in Wasser getaucht wird, und erhärtet durch Verdunstung mit der Luft, oder wenn ihr die Feuchtigkeit entzogen wird. Das gelatinirte Papier wird nun nach dem Trocknen in kaltes Wasser gelegt, so daß der Ueberzug quillt. Dann legt man das Papier mit der noch weichen Gelatineschicht nach unten auf eine mit Vaselin eingefettete Glasscheibe oder polierte Marmorplatte und läßt es trocknen. Dadurch erhalten die Bogen einen durchsichtigen porzellanaartigen Ueberzug.

Die angewandten Verfahren sind so außerordentlich verschiedener Art, daß man das Thema garnicht erschöpfen kann; dazu kommt, daß die Buntbahnen-Fabrikanten immer wieder neue Methoden, neue Effekte aussindig machen, durch welche sie die Konkurrenz zu übertrumpfen suchen. Aber gerade die große Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse ist es, welche diese Industrie so interessant macht. Chemiker, Maler, Papierfabrikanten, Farbentechniker, Buchdrucker, Lithographen und Graveure führen in dieser Industrie einen ununterbrochenen Wettkampf, Vorzügliches zu leisten, immer neue überraschende Wirkungen herzubringen, um dem stets wachsenden Luxusbedürfniß des Publikums auf diesem Gebiete zu genügen.

## Die Sturmfrau.

Eine Seenovalle von Wilhelm Holzamer.

(Contin.)  
Wiederholte Conrad mich noch einmal an.  
Was denkt Du, Klaß — die reinste  
Sinnestraum, wie ich sagte, nicht?

Sie nickte.

Berührst Du sie, Klaß?

Es klang etwas Angstvolles, Lauerndes mit.  
Ich gab keine Antwort.

Sie verließ sie nicht. Was hat sie mir?

Sie machte etwas vor mich hin und trat langsam an mein Steuer. Es war mir schwer geworden — er stand auf einmal zwischen mir und ihr. Mir war es im Kopf. Er, Conrad Eukens, mein Kapitän, zwischen mir und ihr. Ich war ratlos.

Aber da fühlte ich ihren Händedruck noch in meiner Richtung. Da kam's wieder über mich: Herrgott, war ich stark!

Diese Kraft, diese Bedeutung für mich selbst stand wieder in mich.

Ganz ruhig wurde es mir, ganz ruhig lag's in mir: er war ihr Mann. Aber ich bedurfte mir etwas — durch sie:

In diesem Gefühl plante ich — ohne Zweifahrt.  
Und zwischen uns beide trat nichts, wenigstens seit kein Wort mehr nach dieser Richtung.

### VII.

Es war ein paar Meilen von Jano. Vorher hatten wir schon keinen Wind bekommen. Freilich auch ein paar Nebelknäufe.

Sollte sie doch Freiheit haben? — sagte der Kapitän.  
Vielleicht! — sagte ich.

Was wir nur Jano näher wären! — sagte Conrad Eukens.

Es war etwas Zurückgeholteres in seiner Stimme. Eine Faust und Augen. Und gespannt, fragend, sah er mich an.

Sag doch ein Zweijel in ihrer? Über war's nur, daß er sich jetzt an mein Boot klammern wollte, um sich vor dem Drohenden zu fürchten? Sie mochte mir über ihnen sehr deutlich: Herrgott.

Aber ich begreife heute. Bitten Sie, gewisse Dinge sind mir schon zur Gewissheit geworden, ehe Sie da sind. Wir fühlen sie. Wir kennen sie noch

nicht, aber wir fühlen sie, sie kommen, sie werden gewiß kommen. Und wir fühlen auch, wie sie an uns herantreten werden, ob sie uns gut sein werden oder feind.

Conrad Eukens war ein tüchtiger Seemann, alle Ehre und allen Respekt. Ein kluger Kopf, rasch im Entschluß. Was der kleine Bahns da erzählte, mit dem Starrkopf, mit dem Heldenstück — oder was er sagte — das trifft nur diesmal nicht. Ein Starrkopf war er ja, aber hier hörte er auf, Starrkopf zu sein.

Wenn Roth an Mann ging, griff er selbst zu — und immer war er an der gefährlichsten Stelle. Allen Peitsche! Ich werd' ihn immer schäzen.

Wir fuhren mit vollem Wind. Es war wieder eine Luft.

Wieder stand sie am Kiel — und ihr Haar flatterte im Winde.

Sie sah herauf zu uns und lächelte. Ihre Zähne blitzten.

Es gibt doch Sturm, Conrad, ich freu mich!

„Es kommt' aber auch gefährlich werden!“ rief ihr der Kapitän entgegen.

„Um so besser! Dann gilt's!“

Der Wind trieb schon heftig die Bogen vor sich her. Die Nacht kam schnell. Der Himmel wurde grau verhangt.

Scharf piff der Wind aus Südwest. Allmählig wurde sein Ton tiefer. Die See brüllte. Hochaufragte der Wellenjbaum. Hochaufragten die Bogen unser Schiff, peitschend soß es in die Tiefe. Eine Rauschale.

Eukens hatte die Segel reißen lassen.

Es würde aber noch ärger kommen. Es sah Alles verschoss. Und das Wasser hatte dies falsche Glittern. Die Sturmwölge schrien, daß Eukens fast die Ohren gellten.

Der Kapitän hatte alle Anordnungen für ein sicheres Retter getroffen.

„Es kommt' noch ärger, Klaß!“

„Ich glaub's auch,“ sagte ich.

Wir sahen uns fest an und schwiegen.

„Stehen wir fest!“ sagte ich.

Er sprach meine Worte nach, der arme Eukens. Es klang wie ein Gebet: „Stehen wir fest!“

Er reichte mir die Hand. Ich drückte sie und sah ihm offen in die Augen. In diesem Augenblick war er mir wieder nahe wie früher. Ja, ich glaube, in diesem Augenblick war er auch mir gut, vollkommen gut und ausgesöhnt mit mir. Das ist das Große, was die großen Ereignisse in unserer Seele wirken: sie löschten kleine und kleinliche aus.

Der Wind fachte uns von der Seite. Doch rollte die Flut heran.

Ich drehte mein Steuer.

Wir schnitten durch.

Vorw am Kiel stand sie:

„Die Sturmfrau!“

Herrgott, nun peitschte es doch mein Blut.

Dann und wann stieß sie einen Jubelschrei aus.

„Geh' in die Kajüte, Kate!“ rief ihr der Kapitän zu.

Aber sie that's nicht. Sie suchte sich nur einen Platz, wo sie besseren Schutz hatte und einen sicherer Halt.

„Sie ist rein des Teufels,“ sagte Conrad Eukens.

Die Gewalt des Sturmes wuchs, dichter wurde der Nebel, stockfinster die Nacht.

In der Ferne heulten die Nebelhörner, dann in regelmäßigen Zwischenpausen die Signalschüsse und die Lichtblitze der Raketen.

Die Maste krachten, das Schiff trachte in allen Fugen. Klatschend schlugen die Wellen auf Deck.

„Geh' in die Kajüte, Kate!“

Sie ging. Aber gleich darauf stand sie wieder an ihrem Platze, den Mantel um, den Südwesten auf.

„Herrgott!“ sagte der Kapitän, als er sie wieder sah. — Der plackernde Lichtschein fiel groß auf sie.

„Die Sturmfrau!“

„Deine Frau doch, Conrad!“ rief ich ihm zu.

„Entzücklich!“ feuchte er.

Seine Augen waren weit aufgerissen, er war in einer furchtbaren Aufregung. Und nun galt

doch gerade: fast Blut! Es ging ja zu toll. Simmer noch wuchs das Wetter.

Conrad Euckens würde den Kopf verlieren, ich sah's. Er rannte ein paarmal hin und her. Wenn er einen Befehl gegeben hatte, sprang er gleich hinzu, ob er richtig ausgeführt werde. Er hatte keine Ruhe mehr. Die Ruhe hatte ich nun. Ich kontrollierte ihn eigentlich stillschweigend schon, ob er nichts falsch gemacht habe.

Nein, es war bis jetzt alles gut.

Ich stand am Steuer wie ein Witinger Meete. So kam ich mir vor.

Ich fühlte ihre Augen auf mir.

Es wurde immer finsterer.

Der Nebel ballte sich dichter und dichter. Die Lichter flackerten unsicher.

Zu der Nähe hörten wir einen Schuß. Gerade vor uns. Der Kapitän ließ antworten.

Aber nun bekamen wir Signal von einer ganz anderen Seite. Und das Heulen des Sturmes, das Brausen der See verschlang Alles. Simmer ärger wurde es. Wir waren kaum noch Herr des Schiffes. Al' unsere Kunst wendeten wir auf.

Wenn nur der Kapitän ruhiger sein wollte!

An Kurshalten war nicht mehr zu denken. Wir mußten nur beständig Wind und Wogen zu entwischen suchen. So um und um geworfen werden wie Wäsche im Wasch, da heißt's: flink, entschlossen, ruhig. Mir wurde ein wenig angst. Wenn ich nur dem Kapitän zureden könnte!

Aber er war der Kapitän — und bis jetzt waren alle seine Anordnungen gut gewesen.

Ich stenerte.

In mir feuerten ihre Worte: „Da gilt's, Seemann sein!“

Es läßt sich nicht schildern. Ich habe nie einen stärkeren Sturm erlebt. Und diese Finsterniß! Und der hallende Nebel! Keine Hand vor'm Auge zu sehen. Die flackernden Lichter!

Das Schiff in der Gewalt der Elemente. Jede Welle kann uns den Untergang bringen, jeder Sturmtaum.

Plötzlich fühl' ich eine Hand auf der meinen.

„Klaß!“ schreit der Kapitän, verzweifelt, entsezt. Ich seh' ihn an. Ein irres Flackern ist in seinen Augen. Oder ist es der flackernde Lichtschein?

„Sagt' ich's nicht, Steuermann?“ Käte hatte Noth, sich festzuhalten.

Ganz nahe ein Blitz, ein Schuß.

„Käte!“ schreit der Kapitän.

Ich reiß' mit wilder Kraft mein Rad herum.

Was ist das! Ein furchtbarer Schlag und Krach.

Im selben Moment seh' ich den Kapitän über Bord fliegen. Eine Sturzwelle hat ihn über die Brüstung gespült, im Moment, wie sich das Schiff neigte und er einen Sprung zur Seite thun wollte.

„Conrad!“ ruft sie.

Hohl brüllt die See. Und wieder ein Krach. Krachendes Holz! Vor mir fliegt eine Rakete auf.

Herrgott! — — wir sind angerannt!

Schreie, Rufe.

Was in mir zuckt! — Ja, der Mensch ist eine Bestie! Was in mir jubelt! An mein Steuer geklammert hängt sie.

Ich knirsche mit den Zähnen. Mein Blut ist Feuer. Es brennt in allen Adern.

Sie! . . .

Ihr Mann über Bord! . . .

Das Schiff ist verloren — sie retten! Sie! Sie!

Ein Moment ist's; ein entsetzlicher Moment. Da hab' ich mich wieder.

Fester fass' ich in's Steuer. Das Schiff liegt stark auf der Seite. Vielleicht bringt's eine Drehung noch herum. Es ist ein verzweifelter Gedanke.

„Kapitän über Bord!“ schrei ich mit voller Lungenkraft.

„Schiff in Noth!“ schreie ich.

„Festhalten, festhalten!“ sag' ich zu ihr.

Meine Stimme klingt hart.

Alle Anstrengung ist vergebens. Das Schiff sinkt. Es hat den Todesstoß gefriegt.

Signale werden gewechselt.

Die drüben sind unterfehrt. Mein Schiff sinkt.

Es ist nutzlos, nach dem Kapitän zu suchen. Er ist verschwunden. Der Scheinwerfer streicht das Wasser ab. Der Strudel hat ihn verschlungen.

Alles ist verloren. Und hier an mein Steuer geklammert, sitzt Käte Euckens! Seine Wittwe! Ihn haben die Wellen verschlungen.

Noch einmal schreit es in mir. Ich zittere.

Noch einmal greif' ich in's Rad. Ich erwarte mir nichts davon, ich thu' es mir zur Stärkung. Klaß Janssen, sag' ich mir, Du bist der Steuermann der „Seeschwalbe“ und stehst nun an Deines Kapitäns Stelle. Kenne Deine Pflicht, Klaß Janssen!!

Es ist gut. Es ist ruhig in mir. Ich gebe meine Befehle.

Der amerikanische Kolosß liegt fest. Seine Mannschaft eilt uns zu Hilfe. Käte Euckens wird weggetragen. Ich sehe ruhig zu. Ich kümmere mich nur um mein Schiff, um meine Leute.

Das Schiff sinkt rasend rasch. Wenn es nicht rasch geht mit der Rettung, bin ich zuletzt auf mich selbst angewiesen. Ich steh' noch am Steuer.

Meine Mannschaft ist gerettet. Unter mir gurgelt's hohl. Das Wasser reicht mir an die Knie.

Der Kapitän des Amerikaners reicht mir den Arm. Ich fasse seine Hand.

„Brav! Steuermann! Aber nun rasch — 's ist höchste Zeit!“

Ich schlinge das Tau um mich. Unter mir sinkt mein Schiff. Ich schwabe.

Oben auf Deck steht sie. Sie ist bleich — aber stark! Die Sturmfrau!

Ich reiche ihr die Hand.

„Doch es sein Leben kosten mußte, Steuermann!“

Ich zucke die Schultern. Es grant mir.

### VIII.

Ich habe in jener Nacht mein Leben gelebt. In der Sturmnaht bei Fano. Es ist nicht zu sagen: der heulende Sturm, das brausende Meer, das sinkende Schiff, das gurgelnde Wasser, die brechenden Wäste, der Kapitän über Bord — die Signale, die Hörerufe, die Kommandorufe — ich hör's mein Leben lang. Über es ist nicht das Schlimmste! Was in mir war, das ist's. Dieser Augenblick, wie ihr Mann in die Fluten hinabgesunken war, wo das Leben in mir schrie, alle Pulse zitterten, wo ich Alles vergessen wollte um mich, Schiff und Noth, und nur an sie dachte, sie zu haben, sie zu retten für mich, alles Andere schwinden zu lassen, verloren zu geben — wissen Sie, dies Rungen in mir, dieser Kampf!

Und da ich wieder in's Steuer griff, da war ich ein Anderer geworden. Ich hatte es verrungen. Mein Schiff, meine Pflicht! Möchte sie verloren gehen.

Was ich auch seitdem noch erlebt habe, es wurde gemessen an dieser Stunde.

Wir wurden ja Alle gerettet. Aber freilich, es war kaum voranzusehen gewesen. Das Schiff sank rasend geschwind.

Der Sturm war so plötzlich vorübergegangen, wie er gekommen war. Die See hatte ihr Opfer. Am Morgen lag das Meer in zitternder Ruhe. Das Brach der „Seeschwalbe“ ragte aus dem Wasser hervor. Hoch oben der Kiel, mein Steuerstab gerade noch über'm Spiegel.

Wir suchten das Wasser ab.

Im Schiffsrumpf schwamm die Leiche des Kapitäns. Conrad Euckens war seinem Schiffe noch im Tode treu geblieben. Als er an Bord lag, saßte ich noch einmal seine kalte, nasse Hand. Ich kannte's!

Seit jener Nacht hab' ich keinen Menschen mehr gefahren. Ich trat in amerikanische Dienste und führte mit Kaufahrte schiffe. Alle Meere hab' ich befahren, manches Schwere hab' ich noch erlebt. Nichts, das dieser Nacht gleichgekommen wäre.

Wir sind abergläubisch, wir Seeleute. Wir fürchten Sturm und Wogen nicht, wir fürchten nur das Unheimliche, das sich mit ihnen verbindet.

Da liegt mein Helgoland in der frühen Morgenröte. Sehen Sie da oben mein Häuschen? Sehen Sie das weiße, wirkende Tuch? Die Sturmfrau wirkt!

Staunen Sie! Ja, ich habe den Zauber überwunden. Sie zieht nicht mehr in's Verderben. Seinen, um mich! Auch unsere Fahrt ist ja glücklich von Statten gegangen.

Dreißig Jahre hab' ich sie nicht aus dem Sinn gebracht. Dreißig Jahre meines Lebens gehörten ihr.

Ich kam zurück nach Helgoland. Ich wollte in meinem Felsen begraben sein.

Und wissen Sie, wen ich finde: Käte Euckens! Jahre lang wohnte sie schon auf dem kleinen Felsen. Von ihrem Fenster droben träumte sie hinüber nach Fano — wo ihn die See verschlungen. Und träumte über's weite Meer — wo einer in Freiheit fuhr.

Eines Tages trat sie mir am Strand entgegen. „Guten Tag, Klaß Janssen!“ sagte sie. „Haben wir einander vergessen?“

Ich seh' sie mit halb erschrockenem Blicke an. Doch hüpf' mir das Herz. Ich finde kein Wort. Endlich hab' ich die Antwort:

„Ich nicht, Käte Euckens!“

„Ich auch nicht, Klaß Janssen!“

Dann gingen wir lange still nebeneinander her. Wir gingen dann unser Leben durch. Wir verbargen uns keinen Moment. Wir deckten einander das Letzte unserer Seelen auf.

In uns Beiden war dies gewesen: da wir uns verloren hatten, wußten wir, daß wir uns hatten.

Der Abschied von dem amerikanischen Dampfer damals war unsere Hochzeit gewesen.

Nun waren wir zwei reife Menschen, zwei ganze Menschen. Wir hatten unseren Verlust zu einem Gewinn gemacht. Und unsere Wünsche hatten wir begraben. Über das Leben erfüllte seinen Sinn. Zwei Menschen aus einer Wurzel!

Die Erfüllungen sind's nicht im Leben, und unsere Wünsche machen uns immer irr. Wir haben dreißig Jahre ineinander und füreinander gelebt — wußten's und wußten's nicht. Gesittet haben wir wohl auch, in den ersten Jahren, dann lag's still in uns und verließ uns nicht mehr.

So hatten wir uns über Vieles gestellt, davon andere Menschen noch beherrscht werden.

Sie haben ja jetzt wieder das Unglück bei Fano neu aufgetischt. Die Menschen liegen ja immer im Hinterhalte gegeneinander.

Mich stören sie aber nie. Ich glaube, im Grunde verachte ich sie. Und „sie“ thut's nicht minder.

Es war freilich eine seltsame Laune des Schicksals, uns noch einmal zusammenzuführen. Eine Laune? Vielleicht ein Lohn.

Wir hatten nichts vom Schicksal gefordert, d'rüm gab's uns viel. Wie Sie wollen. Seien wir ihm dankbar für den Abend! Er hat die Ruhe und den Einklang, nach all' dem Hin und Her des Tages. Er hat den Genuss.

Wir hatten uns freilich ja sowieso, weil wir unser Leben, uns selbst ineinander erhöht hatten.

Nun soll ich die Schuld am Schiffuntergang und dem Tode des Kapitäns haben.

Sagt' ich's nicht schon: ich stehe in Allem nur vor mir! Ich richte mich selbst! Wo ich Schuld habe, diktr' ich mir auch Strafe. Ich bin kein Schwächling und brauche die Anderen nicht! Ich kann ruhig zuhören, wenn sie's erzählen. Und wenn sie fragen: Klaß Janssen, wie war's doch — war's nur Sturm oder Nebel und Sturm, da sag' ich ruhig die Antwort: Nebel und Sturm.

Nur dem Uncle Pahens kann ich nicht zuhören.

Der hat so etwas — wissen Sie, wenn der spricht, hab' ich den Gernicht von fahrendem Lang am Strand während der Ebbe.

Und er zwinkert mit den Augen, während er erzählt. Solche Menschen sind innerlich unsauber.

Aber verplaudern wir nun den schönen Sonnenaufgang nicht. Geben Sie Acht — gleich geht der erste Lichtschein über die Düne.“

Schweigend führen wir in's Morgenrot. Golden lag's auf dem Wasser, golden glänzte es auf unserem Segel. Golden strahlte es über das helle, kleine Helgoland. Und das Meer rauschte seine ewige Melodie. So kamen wir endlich unserem Strandnahe. Aus dem Häuschen, schaft auf der Ecke der Klippe oben, wußte uns ein weißes Tuch entgegen.

## Zur Zeit der Rebenblüthe.\*

In Blüthe steh'n die Reben,  
Heut' werd' ich zwanzig Jahr!  
Wie schön ist doch das Leben, —  
Es schäumt wie Most, den eben  
Die Röte frisch gebar.  
  
Mich stacheln Hochgefüle, —  
Sehnstucht und Chatendrang!  
O lab' mich, Abendküble!  
Der Rebenduft, der schwölle,  
Betäubt wie Zaubertrank.  
  
Die Welt ist zum Berücken!  
Ach, hätt' ich nur den Muth,  
Ich wollte voll Entzücken  
Gleich Jemand an mich drücken,  
Und wär's ein junges Blut!  
  
Just wie das Reh, das bange,  
Flieb' ich zur Waldesnacht.  
Mir glühen Stern und Wange, —  
Ich tilg' im Ueberschwange  
Die ganze Brombeerpracht.  
  
Da fühl' mein Mund so eigen,  
Dass fremdes ihn durchzuckt,  
Als wollt' aus Blüthenzweigen  
Ein Rosenmund sich neigen  
Zu süßem Lippendruck.  
  
O Rausch! O Heimathsegen!  
O Land voll Licht und Wein!  
Welch' Blüben allerwegen!  
Ich spür' ein seltsam Regen, —  
Soll das die Liebe sein? . . .

André Chevrier.

**Feierabend auf der Spree.** Ein heißer Tag war's. Und ein langer Tag. In aller Frühe schon hatte der alte Schiffer seinen jungen Knecht aus der Stube gefloßt. Dann hieß es: anfangen! Mit rohen Ziegelsteinen bis zum Rand war die Zille gefüllt. Der Schiffer und sein Weib beluden die Karren; der Knecht und einige andere Arbeiter schoben sie an Land, um dort die Ziegel in großen, rechteckigen Haufen aufzuschichten. So eine Starre hat ihr Gewicht; der Alte verstand zu packen. Über dem jungen Burschen und pruste Husteln eignen. Schwindelfrei ist er und hat eine seife Hand, um den losenden Karren ruhig über den Kunden, schwanken Bretterweg zu bringen, der Kahn und Ufer verbindet. Freilich, bald kam der Schiffsitz in heißen Tropfen über Gesicht, Brust und Rücken. Mit spitzen Fingern lenkte die Sommerzeit jenseit durch Hemd und Weste. Und als es gegen den Mittag ging, da brachte der Kurgärtel wie einer im Raten. Liefer bog sich der Oberkörper, das der Brust drängte ein Seuchen, der Durst quälte und über das Gesicht ging es wie ein Kampf mit der herausziehenden Rüdigkeit.

Eine kurze Erholung war gab die Mittagspause. Dann wiederholte der Nachmittag das anstrengende Spiel des Sonntags. Karre um Karre karrte über die Breite, höher und höher rückte der Bordrand über den Spiegel des Wassers, langsam, unmerksam, bis der alte Schiffer sich ätzend entzündete, bestiedigt den gesammeltengekunften Kubik der Zille austrieb und rief: „Gerickebend!“

Gerickebend! Der junge Bursche fuhr mit dem Gesäßansatz über die jährlinge Stute. Vor der Stute stand ein riesiger Kübel mit frischem Spreewasser. Dori hinzu mache er Kopf und Arme. Das war eine heftige Erinnerung. Zumal an den Tagen, da die Statuariossela in großer idener Schüssel rauschten . . .

Unter dem Lager des Schiffermeis steht eine jährlinge gehörnte Pottspülmaul. Die bringt einen widerjährligen Schot. Wenn das leidende Gesicht des Jungen nach zweimal hinter den Güterzargen der Weltstadt, wenn die großen Donnerpauken des Abends sich über Sieße und Flins breiten, dann hölt der junge Bursch seine Gerickebendende hinter. Oben, auf dem Dach der Stute, ist ein herlicher Platz. Hier gehörte er eigentlich dem Pottspül, aber die beiden

find gute Freunde. Von hier aus sieht man weit über das Wasser, weit über die Wiesen und niedrigen Gebüsche, hinter denen in der Ferne die dampfenden Riesenstadt Berlins auftauchen. Wie durch einen Schleier erblickt man sie: der graugelbe Dunst und Nebel der Großstadt hüllt sie ein. Und dunkle Rauchfahnen flattern träge darüber hin.

Kühl, erquidend weht's vom Wasser herauf. Und so still ist's. Feierabendfriede ringsum. Nur hin und wieder rattert ein Zug über den Bahndamm und poltert über die weitgewichungene Eisenbahnbrücke. Leise plätschert das Wasser an die Schiffsspalten und treibt müde hinein in die Stadt. Der junge Knecht hat die Müze in's Genick gehoben. Nun greift er hinein in die Taschen seines „Schifferhabers“. Andächtig, ganz Ohr, lauscht der weiße Spis mit dem flauen Gesicht. Und zu den Klängen der Ziehharmonika schlallt wie eine heimliche Sehnsucht nach dem großen Meer die Stimme des Burschen in den stillen Abend:

Auf, Matrosen, die Ankter gelichtet,  
Segel gespannt,  
Den Kompaß gerichtet . . .

pr.

ebenso unausgeführt wie die andere, nur aus anderen Gründen: ihr trat nicht die Dummkopfheit, sondern die Hägigkeit in den Weg. Liebende Verwandte des Erblassers sagten auf Ungültigkeit des Testaments, wurden aber in erster Instanz abgewiesen. Wahrscheinlich aber haben sie es in der Berufungsinstanz durchgesetzt, daß der verstorbene Sozialist für verrückt erklärt wurde, weil er seinen Besitz einem gemeinnützigen Zwecke zuflecken lassen wollte. Sicher ist, daß die Summe niemals in Thompson's Stimme der Emancipation des Proletariats zu Gute gekommen ist; das hat der Besitzer des glücklich hintertrieben. — ay

**Mechelner Kukukshühner.** Viel größere Bedeutung als bei uns, besitzt die Hühnerzucht in Frankreich und in Belgien. Das Fleisch des Huhnes ist bei uns nicht allzusehr beliebt, da es oft zäh und trocken ist. Das liegt daran, daß unsere einheimischen Hühnerrasse vorwiegend zur Eierproduktion verwendet und die Thiere in einem Alter geschlachtet werden, wo sie im Eierlegen nachlassen und wo gleichzeitig ihr Fleisch grob und hart geworden ist. In Frankreich und in Belgien, die England und Deutschland mit Poulaillen und Kapauinen versorgen, werden die Hühner viel mehr auf Fleischproduktion gezüchtet. Es geht deshalb dort schwere, feste Rassen, die ein sehr saftiges, wohlgeschmecktes Fleisch besitzen, die sich leicht mästen lassen und einen reichlichen Braten mit wenig Knochen liefern. Die französischen Hühnerrasse sind leider zu empfindlich für unser Klima und haben sich daher, mit Ausnahme der jüngst auch bei uns gebrachten Faverolles, im nördlichen Deutschland nicht bewährt. Dagegen sind die Belgier für unser Klima durchaus geeignet. Unter ihnen haben sich die Mechelner in Deutschland in letzter Zeit ganz besonders hervorgeholt. Der „Deutsche Geflügelhof“ widmet daher dieser Hühnerrasse (Nr. 5 des jüngsten Jahrganges) eine ausführliche Besprechung. Die Mechelner, die ihren Namen von der Stadt Mecheln haben, werden bei uns gewöhnlich in der sogenannten Varietät gezüchtet, daher heißen sie auch Kukukspferber oder Kukukshühner. Der weiße Farbenschlag hat sich bei uns weniger bewährt. In Mecheln wird diese Hühnerrasse schon seit langer Zeit gezüchtet, doch ist sie ein Produkt von Kreuzungen. Sie hat wahrscheinlich das Blut von Kochin- und Plymouth-Hühnern, möglicherweise auch das von Hähnern in sich. Die Mechelner sind große, volle, breite Hühner mit einem massigen Stumpfe. Der Rücken fällt nur sehr wenig nach hinten ab. Der Hahn hat einen nur wenig entwickelten Schwanz, dem überdies noch die schönen Sicheln fehlen. Die Beine sind sehr kurz, sie sehen fleischfarben aus und sind bis untenhin mit Federn besetzt. Die Flügel sind kurz, die Ohrschläfen haben eine rothe Farbe und der Kamm ist einfach, nicht sehr hoch, jedoch tiefgezackt. Die Mechelner Kukukshühner sind mäßige Eierleger, aber Pflockhühner von unübertroffener Vollkommenheit. Der Export Belgien an jungen, gemästeten Mechelner (Poulaillen) beträgt 80 bis 90 000 Stück die Woche. Die Hühner vertragen große Kälte. Sie werden leicht zahm und so zutraulich, daß man sie mit der Hand streicheln kann. Die Hennen besonders sind sehr phlegmatisch, daher setzen sie leicht Eier an. Aus diesem Grunde muß man es möglichst vermeiden, ihnen Mais zu geben. Dagegen soll man ihnen viel Grünzeug verlegen und das Körnerfutter möglichst so verteilen, daß sie viel scharren und sich bewegen müssen. Die Mechelner brüten sehr leicht, man kann sie zwei, ja auch dreimal hintereinander brüten lassen. Auch zu Führerinnen der Küken eignen sich die Hennen sehr gut. Die Küken lassen sich leicht aufziehen. Doch die Mechelner sich nicht gerade durch reichliche Eierproduktion auszeichnen, so sind sie doch gute Eierleger, und im Winter hat ja jedes Ei doppelten oder dreifachen Wert. Die Eier sind rund und hartschalig und sehen gelblich aus. Manche Menschen ziehen weiße Eier den gelben vor. Im Geschmack stehen aber die letzteren den ersten nicht nach und speziell die Mechelner sind ganz vorzügliche Eier. Die jungen Hühner erreichen sehr bald ein bedenkliches Gewicht; in der Pflege belgischer Spezialzüchter wiegen sie, 10 bis 12 Wochen alt, bereits 3 bis 3½ Pfund, im Alter von 14 bis 16 Wochen 5 bis 5½ Pfund. Werden junge, 10 bis 12 Wochen alie Hühner fünf Wochen lang gemästet, so werden sie mindestens 7 Pfund schwer. Die Mechelner Kukukshühner sind also jedem zu empfehlen, der von seinen Hühnern einen ergiebigen, zarten Braten haben will. — cz

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.

\* Sie: „Die französische Zeit im 19. Jahrhundert“. S. Deutsche Meister von Sigmar Rehberg, Leipzig, Sommer & Stoeg.